

begriff weder die Ursprünglichkeit noch die Unendlichkeit noch die Zeitüberlegenheit in sich trägt, wie sie unerläßlich wäre, und wie Eucken weder rechten Pantheismus noch rechten Theismus, weder rechten Monismus noch rechten Dualismus vertritt. Glücklicherweise empfindet er zuweilen die Lücken seines Lehrgebäudes selbst. So z. B. wenn er es als „Wunder der Wunder“ bezeichnet, wie das Ganze des schaffenden Lebens Selbsttätigkeit an der einzelnen Stelle weckt, sie eine Autonomie werden und selbständig mitwirken läßt (S. 323, 349), oder wenn er darstellt, wie die Kräfte des „Das-Ins“ gegenüber der „Gesamtbewegung“ eine gewisse Selbständigkeit haben (S. 407). Freilich, hier ist „das Wunder der Wunder“; aber wenn man nicht glatt zugibt, daß ein welterhabener Schöpfer in wahren und eigentlichem Sinne geschaffen hat, zieht man unweigerlich das absolute Leben von seiner Unendlichkeit, Unveränderlichkeit, Einheit, Ewigkeit herab; es hat dann entweder ein anderes, ebenso Ursprüngliches neben sich, oder es tritt in ihm selbst irgendwie Beschränktheit und Veränderung auf. Was will man lieber, Schöpfungs-„wunder“ oder Widerspruch?

Eucken spricht viel von geistigen Spannungen, Klüften, schwersten Fragen, Verwirklichungen. Eine arge Spannung besteht in seiner eigenen Lehre zwischen dem, was er als Bedürfnis unserer Seele aufstellt, und dem, womit er dies Bedürfnis zu stillen sucht. Nicht genug weiß er zu schildern, wie unsere Seele über alles hinausschweift, was Himmel und Erde bieten, und er mäkt auch am Christentum. Aber erfährt man, was er selbst anbietet, enttäuscht er. Seine Lebensarbeit empfiehlt sich gewiß, indem sie in idealem Schwung sich weit über die seines Jenaer Kollegen Haeckel erhebt; dennoch kann sie wegen ihrer Schäden und wegen ihrer Unklarheiten keinen Bestand haben.

Otto Zimmermann S. J.

Psychologie.

1. Psychologie. Von Adolf Stöhr. 8° (XVI u. 582 S.) Wien 1917, Braumüller. K 16.80 = M 14.—
2. Leib und Seele. Von Hans Driesch. 8° (VI u. 110 S.) Leipzig 1916, Reincke. M 1.80.

1. Der Inhalt des groß angelegten Werkes von Stöhr läßt sich etwa in folgenden Stichworten übersehen, die die einzelnen Abschnitte kurz bezeichnen: Die Methoden und Grundbegriffe der Psychologie (bis S. 62); Die elementaren Empfindungen, wozu hier auch die Gefühlselemente gerechnet werden (bis S. 180); Die simultane Apperzeption der Empfindungen, oder Sehraum, Tastraum, akustische Zusammenempfindungen (bis S. 234); Die simultane Disjunktion in Bewußtseinseinheiten, d. h. die metaphysischen Bedingungen dafür, daß verschiedene Iche existieren (bis S. 236); Die zeitliche Form der Empfindungen (bis S. 257); Die Unifikation von Empfindungen, besonders die binokulare Vereinigung (bis S. 290); Die Reproduktion von Bewegungen und Empfindungen oder das Gedächtnis (bis S. 330). — Einen längeren Abschnitt (bis S. 542) nehmen die Komplexe ein, worin unter anderem behandelt sind die Arten des Gedächtnisses, das Ich, die Erinnerung, die Erwartung zukünftiger Ereignisse, die Begriffsbildung, die sprachliche Einkleidung der Begriffe und Sprachpsychologie allgemein,

die Fähigkeit des Erfindens, die Trieb- und Willenshandlungen, speziell die Willensfreiheit, die Einteilung der Grundtriebe, Charakter und Temperament, die Bewußtseinsanomalien, die symbiologische Psychologie oder die Erfolge der psychischen Einwirkung verschiedener Individuen aufeinander (bis S. 572); dazu gehören die Kollision, Kooperation, Protektion, die Suggestion, die Vererbungseinflüsse usw.

Das Buch will laut Vorwort kein Kompendium sein, das die üblichen Theorien in schulgemäßer Darstellung vereinigt, sondern eine „Problemensammlung, die in den Rahmen einer allgemeinen Psychologie eingetragen ist“. Die Darstellung ist in höchstem Grade original. Es gibt kaum eine kontroverse Frage, wo der Verfasser nicht eine eigene, manchmal von allen bekannten stark abweichende Theorie zu vertreten und eingehend zu begründen wüßte. In der Auswahl und Anordnung des Stoffes folgt er nicht den betretenen Bahnen, sondern weiß überall neue Gesichtspunkte geltend zu machen. Dementsprechend dürfte allerdings das Werk sich weniger als Einführung für den Neuling eignen, sondern es wird mit größerem Nutzen dem Fachpsychologen dazu dienen, die landläufigen Theorien überall einer Nachprüfung zu unterziehen. Daß der Leser auch nicht selten anderer Ansicht sein kann, wird dem Verfasser wohl nicht entgangen sein.

Zu letzterem einige Beispiele, die zugleich Ansichten des Verfassers veranschaulichen. Laut der Einleitung kann man keinen Begriff fremder Bewußtseinseinheiten gewinnen; denn was man außerhalb seines Bewußtseins nennt, ist in Wirklichkeit innerhalb desselben und wird nur außerhalb genannt. Trotzdem soll kein Solipsismus folgen. Zwischen dem unmöglichen echten Begriff des Außerhalb und dem bloßen Wort Äußeres gibt es nämlich ein Mittleres, das „Logoid“, mit dem man operiert wie mit einem Begriff, obwohl es etwas Unverstandenes ist. Das Logoid ist keine begriffene Vorstellung, sondern ein sprachliches Gebilde, das aber auf das Gemüt wirkt, einen Glauben erzeugt, der emotionaler, nicht intellektueller Natur ist. — Indessen ist klar, daß ein unanschaulicher Begriff, mit dem man arbeiten kann und zu brauchbaren Resultaten kommt, unmöglich mit einer unverstandenen Kombination von Worten zusammenfällt.

Die Materie denkt sich Stöhr aus Atomen zusammengesetzt, die sich gegenseitig durchdringen können und dabei dann eine wirkliche Einheit bilden sollen. Man sieht nicht, inwiefern durchdringliche Atome eher eine Einheit darstellen als undurchdringliche, die sich bloß berühren.

Auf dem Gebiet des Farbensehens werden die bekannten Theorien von Helmholtz und Hering verworfen. Stöhr nimmt statt dessen vier Urfarben an, nämlich Purpur, Gelb, Blau und Schwarz, deren Mischung auch das farblose Licht ausmachen kann. Die Zumischung von Schwarz zu jeder beliebigen Farbe soll dann Glanz geben. Ähnlich neu ist seine Gehörtheorie: Mit jedem Ton schwingt die Grundmembran als Ganzes; daneben kann aber jede Faser ihre Schwingung verstärken, und erst dieser Verstärkung soll das Hören entsprechen; weiter schwingt jede Faser nur dann, wenn ihre Eigenschwingung ein sehr hoher Oberton zur äußeren Tonhöhe ist.

Auch für andere Sinne werden eigene Theorien aufgestellt. Die Unlust, die als Empfindung gefaßt wird, soll auf einer Verengerung der Gehirnarterien

beruhen. Jede Empfindung wird durch zu große Intensität zur Schmerzempfindung, während die Wohlempfindung die sonstige Empfindung im Optimum ihrer Intensität ist. Zu den Grundeigenschaften der optischen Empfindung rechnet auch die *Klivitytät*, d. h. die irreduktible Eigenschaft, daß sich eine gesehene Linie aus der gerade gegenüberliegenden Ebene verschieden stark herauszuneigen scheint. Die Entfernung der Gegenstände vom Auge kann nämlich nach Stöhr nicht gesehen werden. — Es ist freilich nicht sehr klar, daß die *Klivitytät* etwas anderes ist als eben das Sehen der verschiedenen Punkte einer Linie in verschiedener Entfernung.

Für die Flächenwahrnehmung kommt nach Stöhr der Netzhautzug zur Anwendung: der Ziliarmuskel spannt die Netzhaut in ihren Teilen verschieden stark, bis immer die größte Schärfe erreicht ist. Daraus sollen sich die geometrisch-optischen Täuschungen erklären, weil stärker auseinandergezogene Sehzellen dann eine größere Raumstrecke vortäuschen. Indessen ist weder die Tatsache des Netzhautzuges festgestellt, noch werden die Gesetze der Täuschung aus der Hypothese abgeleitet. Aus der Annahme, daß nur ein Nebeneinander gesehen werden kann, kein Hintereinander, folgert Stöhr, daß der Euklidische Raum ein unanschauliches *Logoid* sei. — Da es wohl kaum etwas Anschaulicheres geben dürfte als den Euklidischen Raum, wird man dem experimentellen Beweis dieser unerhörten Theorie von vornherein etwas mißtrauisch gegenüberstehen.

Es wäre übrigens unbillig, aus den genannten Proben, die absichtlich als Beispiele der vielen neuen Theorien gewählt sind, ein ablehnendes Urteil über das Werk als Ganzes herleiten zu wollen. Die erstaunliche Fülle des Stoffes und die Originalität der Behandlung verdienen vielmehr eine sorgfältige Beachtung, besonders von seiten der Psychologen.

2. Drieschs summarische Kritik des psychophysischen Parallelismus ist auch neben den ausführlichen Werken von Busse u. a. noch lesenswert. Als entscheidende Gegengründe bespricht er unter andern: Daß das Erinnerungsbild durch Lücken anderer Bilder ausgefüllt wird, läßt keine physische Erklärung zu. Ebenso wenn eine Figur wiedererkannt wird, obwohl das Bild auf eine andere Stelle der Netzhaut fällt, oder wenn das Erkennen einer Melodie von der Tonart unabhängig ist. Daß eine physische Kette nach mechanischen Prinzipien im Gehirn abläufe, die zugleich das Äquivalent der davon unabhängig im Geist ablaufenden logischen Schlusskette ausmache, ergäbe das Paradox, daß auf der logischen Seite ein Automat vorläge (das Liebmannsche Paradoxon). Eine Maschine kann nie alles verwerten, was ihr durch die Zufälligkeiten ihrer Geschichte aufgeprägt wurde. Das Gedächtnis kann nicht bloß wie ein Phonograph reproduzieren, sondern schließt auch Auflösung in neue Elemente und neue Zusammensetzung ein, was dem Begriff der Maschine widerspricht. Endlich scheitert der Parallelismus schon daran, daß bestimmten psychischen Vorgängen kein materielles Äquivalent zugeordnet werden kann. So sind alle seelischen Vorgänge ich-bezogen, was sie von allem andern scheidet; die Art, wie das Urteil die Vorstellungen einschließt, ist wesentlich anders als auf körperlichem Gebiet. Das körperliche Ding ist immer notwendig ein Beieinander von Elementen, die in ganz wenige Arten zerfallen; dagegen weisen die psychischen Dinge viele Elemente auf und zeigen

sehr vielerlei Beziehungen. Wie soll da das eine das adäquate Abbild des andern sein? Schon auf dem Gebiet der Empfindung versagt der Parallelismus, weil die Empfindungen reicher sind als das Physische.

Die Besprechung dieser Gründe macht übrigens nur einen Teil der gehaltvollen Schrift aus; daneben wird auch eine Reihe grundlegender philosophischer Begriffe aus dem Gebiet des Seelenlebens in beachtenswerter Weise erörtert.

Joseph Fröbes S. J.

Kunstgeschichte.

Altchristliche Basiliken und Lokaltradition in Südjudäa.

Von P. Dr. A. E. Mader S. D. S. [Studien zur Geschichte der Kultur des Altertums. VII. Band. 5.—6. Heft.]. Mit 12 Figuren im Text, 7 Tafeln und einer Kartenskizze im Anhang. 8° (X u. 244 S.) Paderborn 1918, Schöningh. M 14.—

Südjudäa ist heute sehr arm an Überresten altchristlicher Bauten. Vollständig erhalten ist keiner. Nur noch fünf zeigen aufrechtstehende Säulen und nur etwa zehn die Apsis mit den Linien des Grundrisses. Die meisten sind, soweit sich von ihnen Überbleibsel erhalten haben, nicht sowohl Ruinen als vielmehr nur noch Spuren von Ruinen. Die Verwüstungen, welche die Perser 614 anrichteten, und der bald darauf (638) folgende Einfall der Araber haben mit den kirchlichen Bauten, die seit den Tagen Konstantins auch in Südjudäa in Fülle entstanden waren, gründlich aufgeräumt. Die Kreuzfahrer waren zu kurze Zeit daselbst, als daß sie die alten Basiliken aus ihrem Schutt hätten erstehen lassen können. Was aber bis dahin sich erhalten hatte, fiel nach ihrem Abzug mehr oder weniger dem Raubbau der Moslemin zum Opfer, welche die alten Ruinen als willkommenen Steinbruch für ihre Häuserbauten ausnützten. Ist demnach das Ergebnis der Forschungen des Verfassers auch nicht so bedeutend, wie es die auf sie angewandten Mühen und Opfer verdient hätten, so ist es doch schon, wie auch der Verfasser mit Recht betont, von Wichtigkeit, das Vorhandensein jener Basilikenreste und mit ihnen die altchristliche Siedlungsgeschichte festzustellen in einer Gegend, in der die Kreuzfahrer sich nur kurze Zeit behaupten konnten und die heute eine Hochburg des Moslemitentums ist. Nur mit wenigen der noch vorhandenen Ruinen verbinden sich biblische Traditionen und altchristliche Legenden. Als die Kreuzfahrer den Süden verlassen hatten und dieser ganz in den Händen der äußerst unduldsamen Moslemin war, wanderten die Traditionen allmählich mehr nach Norden, um hier an neue Orte anzuknüpfen. Besonders bemerkenswert sind die Ausführungen, die der Verfasser dem sog. Philippsbrunnen, der Konstantinsbasilika an der Abrahamsseiche, der geheimnisvollen Abrahamskirche über den Patriarchengräbern zu Hebron, einem der hervorragendsten Heiligtümer der moslemischen Welt, und der Frage nach der Geburtsstätte des hl. Johannes des Täufers widmet. Zu S. 109 bemerke ich, daß der dort erwähnte Stein mit seiner eigenartigen Vertiefung allem Anschein nach einst ein Reliquiengrab war. Er ist nicht das einzige Beispiel seiner Art. Ein Stein mit verwandter Einrichtung findet sich auch in S. Apollinare Nuovo zu Ravenna und